

# Die heilige Haarnadel [Fortsetzung]

Autor(en): **Fankhauser, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 14

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635350>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 14 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 1. April

## Das Fabrikmädchen im Tessin.

Von Maja Matthey.

Müd' von der Arbeit ist mir der Rücken,  
Müd' von dem vielen Schleppen und Bücken —  
Möchte mich schlafen legen. —

Doch, meine Küsse, die flinken, brennen —  
Und meine Pulse, die raschen, rennen,  
Dir Herzgeliebter entgegen. —

Weiß wohl, nachher giebt's noch mehr der Plage,  
Habe dann nichts mehr als Arbeitstage,  
Wie meine Großmutter sagte. —

Ja, sie kennt alles, was war, was wandelt —  
Jegliche Lust wird für Leid erhandelt,  
Seufzte sie grämlich und klagte —

Aber — ich will meinen Frühling haben,  
Ja, ich will einmal für seine Gaben,  
Müd' meine Fußsohlen springen.

Rücken, gebeugter, nun reck dich grade,  
Horche, mein Herz, wer zum Tanze dich lade —  
Hei! Wie die Baßgeigen klingen!

## Die heilige Haarnadel.

Eine Kriegsnovelle von Alfred Fankhauser.

4.

Maibach sann: Nun mußte sie seine Schande wissen! Und doch tat sie nicht anders als vorher. Verzieh sie ihm? Rechnete sie sein Vergehen als nichts? Da kam sie schon mit zwei zierlichen Fußgläsern, scheuerte sie kristallhell und ließ sie zusammenfliegen.

„Hören Sie, welch ein wunderbarer Ton!“

Sie stund auf den Fußspitzen, hielt in jeder Hand einen Kelch und stieß sie leise zusammen. Berückend, wie sie dem Tone lauschte, bis er verklungen war! Und wieder klang und sang es; und wieder lauschte sie voll Entzücken, suchte mit leisem Summen den Ton nachzuahmen und schüttelte unwillig den Kopf, wenn sie Höhe und Reinheit nicht fand. Am Ende stellte sie die Gläser auf den Tisch und verschränkte die Finger wie Lianen:

„Herr Maibach, Gläserklang ist schöner als Trinken!“

„Meinen Sie?“

Er hörte ihre Stimme. Sie tönte weich und bedauernd.

„Ich glaube,“ brummte er, „schöner als der Kagenjammer ist es schon.“

„Man sollte den Wein einschenken,“ fuhr sie weiter, „und anstoßen, daß es klingt wie schöne Glocken, dann aber sollte er stehen bleiben; gescheiter, ihn betrügen, als sich betrügen lassen.“

Das klang recht pastorlich.

Maibach regte sich auf. Dies Weib verstund er nicht. Gektern hatte sie eingeschickt, hatte das ganze Offizierskorps füllen helfen, bis alle wegstorkelten. Er war geblieben bis zur Sinnlosigkeit. Das hatte sie angesehen — heute sprach sie: „Man sollte den Wein stehen lassen.“

Nun stund sie so unruhig wie ein Bild vor ihm, forschte mit schmalen Widen in seinem Gesicht; kaum, daß sich der Busen bewegte oder ein Augenlid sich hob. Auf einmal sprach sie wie eine tröstende Mutter: „Ich habe den Doktor unterrichtet. Sie sind krank gemeldet. Der Hauptmann weiß von allem nichts und wird nichts vernehmen.“

Maibach fuhr mit jähem Staunen auf: „Wie? Was! Was sagen Sie da?“ Er sprang auf die Füße und sah sie ihre Schultern. Seine Augen glühten, die Lippen bewegten sich wie unsinnig — er brachte keinen Ton heraus. Fassunglos starrte er sie an.

Sie stund, lauernd zusammengeduckt, wie ein wehrhafter Bergbaum im Sturm, jedes Angriffs gewärtig und zum Widerstand bereit.

Da ließ Maibach ihre Schultern los. Mit fast blödem Lachen sank er auf das Ruhbett. Alle Angst und Mut war umsonst gewesen. Keine Schmach, keine Schande, keine Degradierung! Ein unsinniger Traum hatte ihn zum Zweifeln treiben wollen. Alles nichts! Am Nachmittag würde er zu den Kameraden treten; vielleicht grinsten sie, vielleicht

nicht. Der Hauptmann würde fragen: Wieder gesund? Ja? Also gut! Und damit wär' es gut? Wie nur! Wie kam das alles? Die Trude hatte es getan. Sie hatte den Arzt angelächelt; da nahm er die Feder und schrieb auf den Krankenrapport: Maibach Theodor, Leutnant, Katarrh. Um der Trude willen. Um ein Lächeln ihrer Augen. Er war ein Esel, der Arzt; er betrog sein junges Weib, um ein Lächeln aus Trudes Augen. Und betrog den Hauptmann. Das vermochte die Trude. Das hatte sie getan, um den Leutnant Theodor Maibach vor Degradierung zu retten. Nun stand sie da vor ihm. Herrgott, wie sie da stand! Bleich, zusammengesunken, die Augen voll Tränen, die Hände zusammengekrallt, die Brust in heftiger Bewegung.

„Was ist Ihnen, Trude? Was fehlt Ihnen?“

Sie sagt nichts. Sie wendet sich zum Fenster. Er steht auf und legt ihr die Hände auf die Schultern.

„Lassen Sie mich in Ruhe,“ schreit sie.

Ihre Augen funkeln wie Raubaugen. Die Tränen haben eine glänzende Spur über die Wangen gezogen; verächtlich zucken die Lippen, geballte Fäuste drohen. Sie steht völlig verwandelt. Was soll er tun?

Ratlos wie ein Kind steht er vor dem Frauenrätsel. Sie umkrampft die Fensterlinke, preßt die Schultern gegen den Hals und zittert. Gewaltig hält sie den Atem nieder, als könnte er sie davontragen mit seiner Heftigkeit. Maibach wagt keine Bewegung. Ueber ihre Schultern blickt er in die Ferne. Die goldnen Birkenhaare leuchten — die blauen Himmelsaugen strahlen. Nun ist sie wieder da, die ferne Liebste. Mit der ganzen fühlenden Seele da. Sie versteht die Trude. Sie weiß, was Liebe ist, wilde, heiße, verzehrende Liebe! Sie weiß, wie weh Verlassensein tut. Sie weiß auch, wie untreu Schwüre sind. Aber sie glaubt an die Treue Theodors. Nun sieht sie die Trude, die Theodor mit der sündlichen Glut erfüllt hat, die ihn halb zu Fall gebracht und wieder gerettet hat und die nun seine Liebe begehrt. Was spricht die Liebste? Und was leidet sie?

„Trude, warum haben Sie das getan?“ Er fragt heftig.

Sie fährt herum, funkelt ihn mit kalten Augen grau- sam an und zischt:

„Warum? Sie sind doch lieber krank statt im Cachot?“

„Wenn ich wählen kann, ja! Sie haben mich zu Dank verpflichtet!“

Ein Blick voll fahlen Leides trifft ihn.

„Dank! Herr Leutnant! Sie und Dank!“

„Geben Sie mir die Hand, Fräulein Gertrud!“

Sie wendet sich ab, mißmutig wie kurzer Sonnenschein an Regentagen.

Er spricht mit warmer Stimme weiter:

„Fräulein, wenn mich eine Dankverpflichtung hinderte, dankbar zu sein? Wenn ich Ihnen im Herzen dankbar bin und Sie hoch schätze?“

„Narr, Sie Narr!“

Flink wie eine Katze wendet sie sich und läuft zur Tür:

„Wie hoch schätzen Sie mich? Herr Geometer, mich haben Sie falsch gemessen, Sie geschickter Messer, Sie.“

Maibach fährt mit einem Satz an die Tür, packt Trudes Handgelenke und stellt die Widerspenstige mit Heftigkeit mitten ins Zimmer, die Türe mit dem Fuß zuschleudernd:

„Du, Mädchen, so haben wir nicht gewettet!“

„Ja wie denn?“

Sie duckt sich wie zur Flucht. Er bohrt zornige Blicke in ihr Gesicht.

„Trude, denkst Du schlecht von mir?“

„Und Sie, Herr Leutnant, denken Sie etwa gut von mir?“

Seine Augen verlieren plötzlich die Starre und fliehen durch das Fenster. Die Seele der Liebsten flüstert:

„Beleidige keine Frau! Wir Frauen haben viel Liebe. Aus Liebe tun wir alles, alles! Aus Liebe werden wir Heldinnen. Aus Liebe werden wir schlecht. Beleidige keine Frau!“

Maibach läßt Trudes Hände los.

„Mädchen, Du liebst mich sehr! Das denke ich von Dir!“

„Nein! Ich liebe Dich nicht! Ich liebe jeden andern mehr als Dich!“

„Eben darum liebst Du mich. Du brauchst nicht zu lügen.“

Trude sagt nichts. Troß und Weinen ringen in ihrem Gesicht. Plötzlich gewinnt der Troß die Oberhand, richtet das junge Haupt hoch auf und entzündet übermütige Augensadeln.

„Lügen? Weniger als Du lüg' ich!“

Ruft es und öffnet die Tür. Er läßt es geschehn. Sie wendet sich nochmals um.

„Herr Leutnant — erfüllen Sie nun Ihre Dankespflichten!“

Die Tür grrrt spöttisch. Unten auf dem Flur singt die Trude:

Duiduio!

Bruchsch m'r nimme z'ho!

Duiduio!

Ha-n-en andre scho!

Duiduio!

Biel d'r schöner no!

Duiduio!

Duidu!

Maibach lacht auf und schüttelt den Lockenkopf. Sonderbar! Duiduio! Ha-n-en andre scho! Aber wahr ist es nicht. Sie trotzt. Sie muß schon trocken! Ein gesundes, wackeres Weib, voll Glut und Begehren, aber gut!

Maibach sinnt. Er sieht wieder die flammenden Wangen, die durstigen Lippen, die wartenden Augen. Sein Inneres zweifelt im Widerstreit von Scham und Beglückung. Es tut immer wohl, sich geliebt zu wissen. Es ist aber immer unangenehm, Wohlthaten mit Undank bezahlen zu müssen. Wie geriet Maibach in diese Lage! Nochmals auf das Ruhbett gelegen und nachgedacht. O, diese Trude! Sie glänzt so schön aus der Phantasie, so ganz verdammt schön!

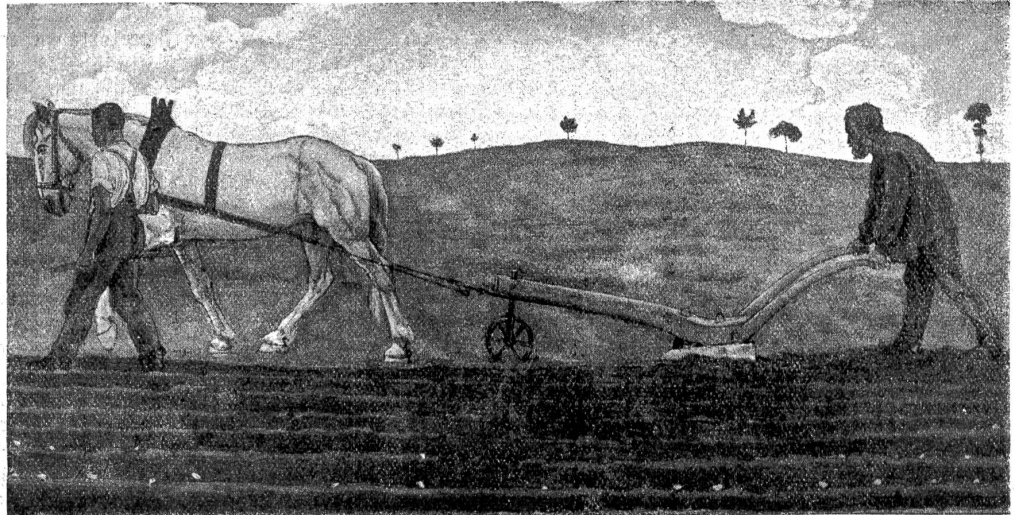
Weiß Gott, sie hatte ihn gefangen im ersten Augenblick — und er hatte sie gefangen — nun stecken sie beide im selben Netz! Sie sang sich hinaus! Und er? Ja, er müßte sich wohl hinauslachen! Wenn es nur so leicht ginge! Er konnte sich auch hinausdenken! Wenn man alles begriffen hätte! Begreifen heißt sich befreien.

Maibach kreuzte die Arme über der Brust, der Atem hob und senkte die schweren harten Glieder. Und mit

offenen Augen starrte er dem Gestern und Vorgestern nach, als kröchen sie an der Decke wie Fliegen . . . . .

Vorgestern. Da zogen sie mit Fahnen und Spiel ins Dorf ein. Aus allen Häusern gafften die runzlichen Bauern, die Weiber mit staunend einfältigen Gesichtern, die schüchternen und die frechen Mädchen, die Säulinge an den Gartenzäunen und die Kleinsten mit Puppen und Steckenpferden. Links von der Straße ein rebenumranktes Häuschen mit blühenden Fenstern, schnee-weißen Gardinen, üppigen Geranien und einer niedern Tür über drei Stein-

stufen. Auf der obersten Stufe steht eine blühende, tannengerade Schöne, mit schärfen, spöttischen Augen, aber tastenden, in der Luft tastenden Händen und leise vorwärts drängendem Leib. Sie mustert die ganze Kolonne, wie ein Sperber, der nach Beute späht, wie eine Herrin den Sklavenmarkt. Freche Soldaten rufen ihr glatte oder haarträubende Wiße zu. Schwächliche Leutnants nicken mit dem tapfersten Kadettenlächeln. Wohlbewußte Wachtmeister erfreuen sich zu Ruheandeutungen und fettigen Schmeicheleien. Neugebaadene Korporäle begnügen sich mit wohlgemeinten Einladungen zu einem Rendezvous abends um neune vor dem Dorf am Kreuzweg. Die stolze Schöne läßt Einladungen und Ruhhände, Leutnantsnicken und Soldatenwiße gleichermaßen über sich gehen wie Luft. Unbeweglich, mit kleinen spöttischen Augen mustert sie die Reihen. Plötzlich gewahrt sie Maibach. Da vergehen Spott und Schärfe; gaffendes Staunen läuft über das ganze Gesicht. Der Kopf dreht



R. Boss:

Der Pflüger.

In der schweizerischen Kunst nimmt die Darstellung der Arbeit einen breiten Raum ein; zu den Dichtern Gottlieb und Keller gesellen sich die Maler Hobler, Burnand, Hermandat und nun auch der Berner Bosz. Bekannt sind von feinen Arbeiterbildern die Steinhauergruppe, die als schöne und billige Lithographie im Handel erschienen ist; die Bilder im neuen Berner Volkshaus und dann unser Bild. Kräftig, einfach und geschlossen zeigt es die allgewohnte, fast heilige Handlung des Pflügens; auf dem Gesichte des Pflügers liegt der Ernst des Mannes, der sich seiner Arbeit und ihres Wertes bewußt ist.

sich langsam dem Vorbeimarschierenden nach. Und Maibach hängt gebannt an diesen Blicken, dreht den Kopf langsam der Spähenden zu und gafft gleich ihr. Plötzlich ein Ruck. Die Kolonne hält. Gewehrklirren, Kommandos! Die Pyramiden werden errichtet, die Säde zusammengestellt. Jemand ruft: „Offiziere!“ Er läuft nach vornen, wo die Leutnants sich sammeln. Der Hauptmann gibt einige Befehle und teilt darauf in väterlicher Weise mit, wo die Herren Zugführer Zimmer kriegen könnten; da ist eins bei der Witwe Zumbrunn, dort hinten in dem rebenumrankten Häuschen.

„Wünschen Sie es, Herr Leutnant Maibach?“

„Ja, Herr Hauptmann, gerne!“

Der Hauptmann versorgt und entläßt die Herren. Theodor Maibach schlendert zurück zum Steinhäuschen.

(Schluß folgt.)

## Erlach am Bielersee.

Von Arnold Knellwolf.

Wer ins Berner Seeland will, wird heute wohl als kürzesten Weg die „Direkte“ Bern-Neuenburg wählen. So stößt er unmittelbar ins Herz des Großen Mooses und ins Gebiet zwischen den drei Juraseen vor. Er steigt in Ins oder Gampelen aus mit der Absicht, zu Fuß an den Bielersee zu wandern und über diesen via Biel nach Bern zurückzukehren. Dazu nimmt er sich hoffentlich einen ganzen Tag — obwohl er's zur Not in einem halben auch machen kann — und das bequeme billige Rundfahrtsbillet Bern-Ins oder Gampelen-Neuenstadt-Biel-Bern. Mag er früh aus den Federn, aber nicht gerne marschieren, so steht ihm der einzige Postkurs, den der Krieg uns gnädig übrig ließ, von Ins nach Erlach zur Verfügung. Er erreicht dann den

Mittelpunkt und das Hauptziel seines Ausfluges schon vor 8 Uhr: Erlach am Bielersee. Hat er gefrühstückt, wozu ihn drei Gasthöfe (Erle, Frohsinn, Hotel du Port) und vier Wirtschaften (Matte, Roth, Zülly, Knechtli) einladen, so steigt er gemächlich die schöne Bergstraße zum Tolimont hinan und bis er den Rundgang durch dessen Waldrevier vollendet, wird's Zeit, das bestellte Mittagessen im Städtchen zu genießen, falls er nicht im Schatten hoher Buchen, Eichen oder Tannen in der Sommerwirtschaft Waldede (nur Sonntag offen) oder nach freier Wahl und eigenhändig Mitgebrachtes droben auf der Höhe irgendwo vorzieht zu verzehren. Den Nachmittag behält er sich für die Petersinsel vielleicht oder zum Besuche der Nachbarstädtchen Lan-